

Gunter Reus

MARCEL  
REICH-RANICKI  
KRITIK FÜR  
ALLE



THEISS

**Marcel Reich-Ranicki**



**Gunter Reus**

**Marcel Reich-Ranicki**

**Kritik für alle**

**wbg**THEISS

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg THEISS ist ein Imprint der wbg.

© 2020 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.  
Redaktion: Sophie Dahmen, Darmstadt  
Satz: schreiberVIS, Seeheim  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

978-3-8062-4056-6

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:  
eBook (PDF): ISBN 978-3-8062-4061-0  
eBook (Epub): ISBN 978-3-8062-4062-7

# Inhalt

- 7 **Vorwort**
  
- 10 **Reich-Ranicki und die Folgen I**
- 11 Hass und Sympathien: die Schriftsteller
- 15 Ignoranz und Bewunderung: die Literaturwissenschaft
- 18 Street Credibility: das Publikum
  
- 32 **Im transparenten Haus der Literatur**
- 32 Lebensstationen, Haltepunkte
- 47 Vier Säulen
- 60 Gespräch über Bücher
- 70 Trio, Quartett, Solo
  
- 88 **Ein republikanisches Geschäft**
- 88 Blick aus dem Fenster
- 98 Krise als Chance
- 111 Guter Journalismus
- 115 Qualität bei Marcel Reich-Ranicki
  
- 152 **Reich-Ranicki und die Folgen II**
- 158 Interviews mit deutschen Feuilletonisten  
und Feuilletonistinnen
- 195 Rezensionen von Marcel Reich-Ranicki
- 206 Endnoten
- 216 Literatur
- 221 Personenregister

„Was ist Kritik? Ich glaube, eine Kreuzung von Journalistik und Wissenschaft. Die Kritik ist keine Begleiterscheinung der Literatur. Es hat Jahrhunderte und Jahrtausende Literatur gegeben ohne Kritik. Die Kritik ist vielmehr eine Begleiterscheinung der modernen Presse. Ohne Gutenberg keine Kritik.“

*Marcel Reich-Ranicki*

## Vorwort

Er las so, wie wir alle lesen: mit Lust oder gelangweilt. Und er schrieb und sprach darüber so, dass alle ihn lesen, alle ihm zuhören konnten. Kein Literaturkritiker vor ihm hat die Menschen so angesprochen wie er. Er betrieb Literaturkritik für alle, und es ist verblüffend, wie er, der Autodidakt, dabei den Ansprüchen an guten Journalismus und den Erwartungen des Medienpublikums gerecht wurde. Daran zu erinnern ist notwendiger denn je.

Der Journalismus steckt in einer Vertrauenskrise. Die Nachfrage nach sorgfältig recherchierter und überprüfter Information sinkt ebenso wie die Glaubwürdigkeit ihrer Vermittler. Umfragen zeigen, dass viele Menschen Journalisten eine systematische Falschberichterstattung unterstellen, dass sie ihnen und ihren Absichten nicht mehr trauen. Sie wenden sich ab von einer Medienelite, die sie als abgehoben und lebensfremd empfinden – und sie stimmen auf der Tastatur ihrer Smartphones und Laptops ab: Suchmaschinen scheinen mehr nützliche, lebensnahe und objektive Informationen zu bieten als die althergebrachten publizistischen Institutionen. Und sie erlauben zugleich den Rückzug in eine Meinungsblase, die schützt vor irritierenden Analysen und andersartigen Argumenten. Das böse Wort von der Lügenpresse ist im Umlauf. Es trifft auch das Feuilleton. Ohnehin stand dieses Ressort und standen seine Repräsentanten, die Kritiker, nie oben in der Gunst des Publikums. „Feuilleton“ wurde und wird vielfach gleichgesetzt mit Abgehobenheit, Bildungsjargon und Imponiergehabe, mit Dünkel und Abgrenzung vom Massengeschmack, aber auch mit Oberflächlichkeit, Geplapper und Anmaßung. Kulturblogs von jedermann im Inter-

net dagegen, die zu den besonders nachgefragten Angeboten der Netzwelt gehören, lassen sich leicht nach eigenem Gusto zusammenstellen und zur Festigung des eigenen Weltbildes nutzen.

Vertrauensverlust ist nur durch Qualität zu begegnen. Qualität aber braucht Vorlagen und Vorbilder. Wenn der Journalismus die Menschen wieder von seiner Leistungsfähigkeit überzeugen will, dann muss er sich seiner Leistungen erst einmal selbst bewusst werden. Und wenn das Medienpublikum diese Leistungen erkennen und schätzen soll, dann kann es nützlich sein, sich auf die großen Kritiker im Feuilleton zu besinnen.

Marcel Reich-Ranicki war solch ein großer Kritiker, und er war ein großer Journalist. Daran soll dieser Essay erinnern. Er fragt nicht nach seinen ästhetischen Positionen und literarischen Idealen. Er fragt nur am Rande nach seinem schweren Schicksal, das Millionen Menschen berührt hat. Er liefert keine Charakterstudie, leuchtet nicht seine (gewiss vorhandenen) Abgründe und Eitelkeiten aus, und er delektiert nicht mit der Nacherzählung von Literaturskandalen. Aber er versucht zu umreißen, was unter gutem Kulturjournalismus zu verstehen ist. Und er sucht nach Argumenten und Belegen dafür, dass man diesen Literaturkritiker getrost ein Vorbild der Alltagspublizistik und des Feuilletons für alle nennen darf.

Obwohl man Marcel Reich-Ranicki gern und griffig als Literaturpapst einordnet, waren seine Werturteile keineswegs unfehlbar. Er irrte durchaus, und oft. Vorbildlich ist er weniger darin, *was* er über Literatur gewusst und gesagt hat. Vorbildlich ist, *wie* er es tat. Er hat das Feuilleton konsequent als journalistisches Ressort und nicht als Kunstagentur begriffen. Für ihn war klar: Auch dieser spezielle Journalismus ist für das Publikum da und nicht für die Künstler, für die Gemeinde und nicht für die Priester, für die Laien und nicht (nur) für die Experten.

„Reich-Ranicki und die Folgen I“ wirft Schlaglichter auf die Rezeption Marcel Reich-Ranickis und auf seinen ungewöhnlichen

Aufstieg zum Publikumsliebbling. „Im transparenten Haus der Literatur“ spürt seinen Lebensstationen nach, legt dabei allerdings einen Akzent auf die Herausbildung der Prinzipien seiner Literaturkritik. Was guten Kulturjournalismus ausmacht, fragt „Ein republikanisches Geschäft“. Das Kapitel bietet Belege dafür an, dass Reich-Ranicki professionell anerkannten Qualitätskriterien in besonderer Weise genüge. Ob man auch in der Medienumgebung von heute und morgen noch so arbeiten und Wirkung entfalten kann, wie diese Ausnahmegestalt es zu ihrer Zeit konnte, ist umstritten. Die Interviews mit einigen Feuilletonisten und Feuilletonistinnen im letzten Kapitel dieses Buches „Reich-Ranicki und die Folgen II“ zeugen davon. Aber eine Medienzukunft ohne Qualitätsstandards ist weder denkbar noch wünschenswert. Das Lebenswerk von Marcel Reich-Ranicki offenbart zumindest einige Gütekriterien, an denen sich das Medienpublikum und der Kulturjournalismus auch künftig orientieren könnten.

Gunter Reus

Hannover, im August 2019

## Reich-Ranicki und die Folgen I

Das Land, an dem er hing, stieß ihn fort und ließ ihn nicht los. Auch in der Fremde setzte es ihm noch übel zu. Er beherrschte die andere Sprache dort, doch Halt und Heimat gab ihm die eigene, mitgeschleppte, auch wenn sie die Sprache der Bedränger war. In ihr konnte er sich behaupten und schützen, konnte schwärmen und lieben, konnte zweifeln und verdammen, konnte wertschätzen und spotten, auch zynisch und ungerecht sein. In ihr nahm er Menschen für sich ein und brachte andere gegen sich auf, fand in gewöhnlichen Worten zu ungewöhnlichen Urteilen über seine Zeit. In ihr machte er sich Freunde mit sprachlicher Klarheit und Feinde mit journalistischer Direktheit. In ihr fand er zur Symbiose von hohem Ton und Alltagsverständlichkeit – ein *écrivain journaliste*, ein Feuilletonist: Heinrich Heine.

Feuilletonismus – das war und ist in Deutschland stets verächtlich. Der Begriff steht hierzulande immer wieder für fehlende Tiefe und für vorlaute, wenn auch hübsch formulierte Anmaßung. Es ist eine Ironie der Pressegeschichte, dass ausgerechnet ein Feuilletonist genau das Heine ankreidete. In seiner Polemik *Heine und die Folgen* warf der Wiener Journalist Karl Kraus dem Autor des *Atta Troll* und des *Buchs der Lieder* 1911 vor, das Geistige mit dem bloß Informierenden, die Kunst mit dem Journalismus vermengt zu haben. Heine habe Generationen von Zeitungsschreibern gelehrt, ihre „Lumperei mit Troddeln und Tressen“ zu schönen, und er sei es, „der der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert hat, daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fingern können“.<sup>1</sup> Was für eine hübsch formulierte Anmaßung – als stehe

es nur wenigen und ganz bestimmt nicht den kleinen Gehilfen der Zeitungsverlage zu, den Schönheiten der Sprache nachzuspüren.

Marcel Reich-Ranicki hat sich nicht allzu oft über Karl Kraus ausgelassen. Er erkannte zwar den Sprachkünstler an und nahm in seine voluminöse Kanonbibliothek der deutschen Literatur einige Gedichte und Essays von Kraus auf. Geltungssucht und Selbstgerechtigkeit des Wieners aber stießen ihn ebenso ab wie dessen Presseverachtung.

Ganz anders Reich-Ranickis Verhältnis zu Heine: Dem aus Deutschland Getriebenen fühlte er sich seelenverwandt in seiner feuilletonistischen Selbstbehauptung. Immer wieder benutzte er Heines Topos vom ‚portativen Vaterland‘, um seine lebenslange Verbundenheit mit der Literatur zu beschreiben. Er liebte den Polemiker, den Provokateur und Ruhestörer, der aber ganz anders als Kraus mit Humor und Charme operierte. Er liebte es, wie souverän Heine mit der Sprache und vor allem mit dem Alltagsidiom umging: „So hat er die Sprache der Lyrik und der Prosa erneuert, er hat sie ohne Pardon entrümpelt und anmutig verschlankt und damit die dringend notwendige Voraussetzung für die Demokratisierung der Literatur geschaffen.“<sup>2</sup> Im Gegensatz zu Kraus sah Reich-Ranicki gerade in Heines sprachlicher Zugänglichkeit ein journalistisches Verdienst: Er war, schrieb er, „zumindest in Deutschland, der erste, der die Möglichkeiten der modernen Presse erkannte und von ihnen auch ständig Gebrauch zu machen wußte“.<sup>3</sup>

## Hass und Sympathien: die Schriftsteller

Direktheit und Entschiedenheit in der Auseinandersetzung, Entpathetisierung der Sprache und Demokratisierung der Literatur durch Journalismus – damit sind wesentliche Töne im Lebenswerk Marcel Reich-Ranickis angeschlagen, um die es in diesem Buch gehen wird. Sie hätten ihn nach der Jahrhundertwende ge-

wiss zu einem Opfer giftigster Kraus'scher Polemik werden lassen. Doch auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts trieben Reich-Ranicki, der von Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit ebenfalls wahrhaftig nicht frei war, seine Grundsätze Gegner und Feinde zu.

Er hat dies in Interviews mehrfach beklagt, und er litt daran, auch wenn er meinte, Angriffe auf einen Kritiker lägen in der Natur der Sache. Er litt daran, dass ihn Peter Handke (dem er in Rezensionen schwer zugesetzt hat) in *Die Lehre der Sainte-Victoire* zum mordlustigen Wachhund machte, wie er in seiner Autobiografie gesteht. Er litt an heftigen Anwürfen von Rolf Dieter Brinkmann und Christa Reinig. Er litt daran, dass Martin Walser ihn in seinem Roman *Tod eines Kritikers* zum Zerrbild des jüdischen Kritikers missgestaltete und in einer Kurzgeschichte über ihn schrieb: „Meine Erfahrungen haben aus mir jemanden gemacht, der diesem Inspektor irgendwann einmal die Pfeife aus der Schnauze schlagen muß.“<sup>4</sup> Erich Fried, der Freund, nannte ihn „erbarmungslos selbstgerecht lehrhaft“ und einen seiner Aufsätze „die abstoßendste Arbeit, die ich bisher von Dir kenne“; Rolf Hochhuth schrieb, Reich-Ranicki sei „entweder ein barbarischer Ignorant“ oder „ein bösertiger Heuchler“, weil er keines seiner Gedichte in der *FAZ* besprechen lasse; Stephan Hermlin verweigerte sich einer Umfrage und verwies auf den „unqualifizierbare[n] Blödsinn“<sup>5</sup>, den der Kritiker über ihn geschrieben habe. Mit nur noch wegwerfender Geste meinte Eckard Henscheid am 17. Februar 1977 in einem Leserbrief an die *FAZ*, nachdem dort ein Essay Reich-Ranickis über Karl Kraus erschienen war: „Ein alter, von Bosheit beseelter Literaturkritiker wollte seine eigene Parodie schreiben.“ Weitere abschätzigere Schriftsteller-Urteile hat Uwe Wittstock in seiner Reich-Ranicki-Biografie zusammengetragen.

Es ist keine Frage, dass Marcel Reich-Ranicki mit seinen Rezensionen zahllose Autoren in ihrem Selbstwertgefühl verletzt, gekränkt und so gereizt hat, dass sie mitunter die Contenance ver-

loren. Dieter E. Zimmer schrieb in einer Erinnerung an Reich-Ranickis Jahre bei der Wochenzeitung *Die Zeit*, der Kritiker sei damals bei jüngeren Autoren so verhasst gewesen, wie man es sich heute nicht mehr vorstellen könne. Aber er schrieb auch: „Es war ein Hass, der aus der Furcht kam, und hinter der stand auch eine Menge Respekt.“<sup>6</sup> Das ist bemerkenswert. Denn durch die vielen Dokumente von Aversionen, Zerwürfnissen und zerbrochenen Freundschaften klingen doch immer auch Anerkennung und Respekt vor seiner Entschiedenheit durch. Man hasste diesen Marcel Reich-Ranicki nicht einfach, der da 1958 plötzlich auf den Treffen der Gruppe 47 aufgetaucht war und das Wort ergriffen hatte; man bewunderte durchaus auch – wenngleich gelegentlich mit Gänsehaut – sein feuilletonistisches Talent, seine Wortgewalt und seine journalistische Professionalität. Man wusste und erkannte: Seine Aufgabe ist die Kritik, und Kritik kann nun einmal verletzen. Und so changieren auch manche Schriftsteller-Urteile über ihn nicht selten auf engstem Raum zwischen Anerkennung und Furcht, zwischen Lob und Fluch: Eine „brillante Dampfwalze“ nannte ihn Urs Widmer, und Günter Herburger meinte: „Marcel Reich-Ranicki schwadroniert vortrefflich, was ich schätze.“ Mit ehrfürchtigem Schaudern vor der öffentlichen Hinrichter- und Aufrichterstätte wog der österreichische Schriftsteller Gerhard Roth Reich-Ranickis Aufgabe und massenmediale Kompetenz mit den nicht zu leugnenden Schattenseiten des Journalismus und des Kritikers ab:

„Das Publikum, unterschiedlich an Literatur interessiert, will sehen, hören – und lesen –, wie er hinrichtet, aufrichtet, zu Grunde richtet, abrichtet, einrichtet, verrichtet, berichtet. Es will den Daumen sehen, der hinauf oder hinunter weist, es ergötzt sich am inquisitorischen Schauspiel, an der eitlen Selbstdarstellung der Kritiker, die aus Ruhmsucht den elektronischen Jahrmarkt bedienen. Reich-Ranickis hohe Kompetenz, sein Selbstglaube,

sein sarkastischer, gelegentlich selbstironischer Witz, seine ungehemmte Bereitschaft zur Vernichtung kontrastieren auffällig mit seiner ebenso hohen Inkompetenz, Lustlosigkeit, Verachtung, Bereitschaft zu Adorierung und Spott. Analyse schlägt um in Polemik oder Beweihräucherung, alles rhetorisch brillant [...].“<sup>7</sup>

Hatte Marcel Reich-Ranicki unter den Schriftstellern mehr Feinde als Freunde? Er empfand es so, und sein Schüler Frank Schirrmacher in der Literaturredaktion der *FAZ* sah es ähnlich. Die Klage dürfte, was emotionale Vertrautheit und menschliche Bindung an andere angeht, auch zutreffen. Aber zu glauben, er wäre von Schriftstellern nicht auch gebraucht, wertgeschätzt, gemocht – also in Ausübung seiner Profession durchaus geliebt worden, wäre ein Irrglaube. Die Zahl positiver oder zumindest dankbarer Autorenzeugnisse, von Walter Jens oder Hilde Domin, Hilde Spiel oder Horst Krüger, Sarah Kirsch oder Wolfgang Koeppen, Peter Rühmkorf oder Eva Demski und vielen anderen, ist trotz all der Reibereien und Brüche eindrucksvoll. Davon zeugen etliche Anthologien, wie der von Hubert Spiegel herausgegebene Band *Begegnungen mit Marcel Reich-Ranicki*. Der Literaturchef der *FAZ* hat eine große Zahl von Autorinnen und Autoren wenn nicht freundschaftlich, dann doch väterlich gefördert, wie etwa Jurek Becker, Ulla Hahn oder Hermann Burger. Am engsten war ein Leben lang sein Verhältnis zu Siegfried Lenz, der seine Verlässlichkeit als Redakteur hervorhob und damit die journalistische Rolle Reich-Ranickis ausdrücklich lobte. Das tat auch der Lyriker und damalige Hanser-Verleger Michael Krüger, als er die existentielle Notwendigkeit literarischer Kritik für Literatur und Publikum und zugleich das Vorbild Reich-Ranicki hervorhob. Eine literarische Kultur, so Krüger, brauche „eigentlich zehn oder fünfzehn Reich-Ranickis, dann natürlich mit verschiedenen Ansichten und verschiedenen Präferenzen, um sozusagen einen

Chor zu finden, der die verschiedenen literarischen Äußerungsmöglichkeiten in irgendeiner Weise zu einer Literatur zusammenzwingt“. Deshalb wünsche er sich, der Kritiker „würde jetzt sich zu seinem Geburtstag eine Klasse an der Universität aufbauen, wo er 30 bis 40 junge Reich-Ranickis heranzieht“.<sup>8</sup>

## **Ignoranz und Bewunderung: die Literaturwissenschaft**

Marcel Reich-Ranicki hat ein Leben lang polarisiert, aber er hat wohl keinen einzigen deutschsprachigen Autor gleichgültig gelassen. Das ist erstaunlich genug. Noch erstaunlicher ist, wie es ihm gelang, auch viele akademische Rivalen von sich zu überzeugen. Die Germanistik der Nachkriegszeit nahm den Parvenu der Literaturkritik zunächst einige Zeit nicht für voll. Vom Katheder der Wissenschaft sahen ihre Vertreter herab auf diesen Zeitungsmann und warfen ihm, der bis in die sechziger Jahre hinein nie einen Hörsaal von innen gesehen hatte, Dilettantismus vor. Selbst von Hans Mayer, Germanistikprofessor in Hannover, mit dem zusammen Reich-Ranicki immerhin von 1964 bis 1967 die NDR-Hörfunksendung „Das literarische Kaffeehaus“ moderierte, fühlte er sich „von oben herab behandelt“, wie er sich 2008 in einem Interview mit Frank Schirrmacher erinnerte. Mayer habe ihm vorgeschlagen, erst einmal anständig bei ihm zu studieren und zu promovieren. Auch Studiogast Theodor W. Adorno habe ihn nicht als „Partner“ behandelt, „den er [Adorno] hätte akzeptieren wollen“.<sup>9</sup>

Den „meisten Germanisten“, so der Göttinger Literaturwissenschaftler Heinrich Detering in einer späten Würdigung 2014, habe Reich-Ranicki zunächst „als entschieden zu feuilletonistisch“ gegolten (da ist es wieder, das in Deutschland so anstößige Attribut), und er habe „uns germanistische Leser schon als Studenten auf die Barrikaden getrieben“.<sup>10</sup> Der wissenschaftliche Nachwuchs ließ ihn das dann auch, mit erhobener Nase und un-

ter ausdrücklichem Hinweis auf den eigenen akademischen Status, in Zuschriften an die *FAZ* wissen. So beschwerte sich eine „Germanistikstudentin“ aus Salzburg über eine Handke-Kritik Reich-Ranickis (Leserbrief vom 22.10.1976), und ein „Stud. Phil.“ aus Mainz-Kostheim gab sich verärgert über einen Thomas-Mann-Essay (Leserbrief vom 13.6.1975). Noch 1980 tauchte in einer wissenschaftlichen Bilanz der Literaturkritik, herausgegeben vom Heidelberger Germanisten Peter Gebhardt, Reich-Ranickis Name nicht ein einziges Mal auf; in der umfangreichen Bibliografie des Sammelbandes war er gerade mit einem Aufsatz vertreten.

Marcel Reich-Ranicki, der hochgebildete Autodidakt, stand nicht an, es den Bildungsverwaltern der germanistischen Seminare, halb mit Humor, halb mit Ranküne, heimzuzahlen. So erinnert sich Peter Demetz, Germanistikprofessor in Yale:

„Meine Begegnungen mit Marcel, über die Jahre hin und auf zwei Kontinenten, fließen in der Erinnerung in eine zusammen, und jede dieser Begegnungen, ob in Salzburg, Hamburg, New York, Berlin oder Frankfurt (bei ‚seinem‘ Italiener), begann mit dem Satze ‚Sagen Sie, Herr Demetz‘, gefolgt durch eine strenge Prüfungsfrage, wie z. B. ‚Was hielt Schiller eigentlich von Goethes *Venezianischen Epigrammen*?‘ Frau Teofila warf Marcel vergebens strafende Blicke zu, und ich versuchte ihm zu erklären, daß ich leider kein traditioneller Germanist sei, aber nicht mit wirklichem Erfolg, und im Lauf der Zeit blieb mir gar nichts anderes übrig, als Studien der Klassik zu betreiben und mich genauer mit Goethe und Schiller zu beschäftigen, schon um dieses permanente Rigorosum zu bestehen.“<sup>11</sup>

Dem Mainzer Literaturwissenschaftler Hermann Kurzke rief Reich-Ranicki 1983 „abrupt, unabgedeutet von Höflichkeiten“ durchs Telefon zu: „Sie sind ein Germanist, also ein Feigling!“<sup>12</sup>, nachdem dieser eine Proberezension abgeliefert hatte. Sie er-

schien dem *FAZ*-Literaturchef zu unentschlossen. Er gab dem Professor eine halbe Stunde Zeit, um den Text umzuschreiben.

Umso bemerkenswerter ist, dass es dem von Akademikern abgekanzelten und sie nun selbst abkanzelnden Feuilletonisten gelang, sich auch in ihrer Welt nach und nach Respekt zu verschaffen. Marcel Reich-Ranicki hat im Laufe seines Lebens von neun Universitäten die Ehrendoktorwürde erhalten: Uppsala (1972), Augsburg (1992), Bamberg (1992), Düsseldorf (1997), Utrecht (2001), München (2002), Freie Universität Berlin (2006), Tel Aviv (2006), Humboldt-Universität Berlin (2007). Er war Gastprofessor an der Washington University in St. Louis (1968) und am Middlebury College (1969), in Stockholm und Uppsala (1971 bis 1975) sowie von 1974 an Honorarprofessor in Tübingen.

1983 verlieh ihm die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz die Wilhelm-Heinse-Medaille, während die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt ihn nie in ihre Reihen aufnahm. Heinrich Detering, der die Darmstädter Akademie von 2011 bis 2017 leitete, bedauerte dies im Nachhinein und stellte in seiner bereits erwähnten Würdigung ein Jahr nach Reich-Ranickis Tod klar, was die Literaturwissenschaft dem Kritiker verdanke: Der habe nämlich für die Lektüre der Romane von Thomas Mann vermutlich mehr getan als sämtliche Thomas-Mann-Forscher zusammen. Zugleich habe er auch „nichtgermanistischen Lesern und Liebhabern der Literatur“ beigebracht, „was für eine schöne, nützliche, die Erkenntnis und das Vergnügen steigernde Sache die Germanistik sein kann. Und er brachte den Germanisten bei, sich diese schöne und nützliche Wirkung nicht zu verscherzen.“

Es hat Marcel Reich-Ranicki sichtlich Genugtuung bereitet (und war ihm vielleicht wichtiger als alle Ehrendoktorwürden zusammen), dass er nach und nach etliche Literaturwissenschaftler als Rezensenten an die *FAZ* binden konnte. Mehrfach erwähnte er, dass er „aus mindestens fünfzehn Hochschulgermanisten,

die bis dahin nie oder nur in Ausnahmefällen für Zeitungen geschrieben hatten, gute, ja sogar vorzügliche Kritiker“ gemacht habe. Die „Überwindung der traditionellen, der unseligen Kluft zwischen der deutschen Universitätsgermanistik und der Literaturkritik, vornehmlich der Kritik in der Presse“, gehöre, so seine Bilanz, wohl zum Wichtigsten, „was mir in den fünfzehn Jahren in der *Frankfurter Allgemeinen* gelungen ist“. <sup>13</sup> Ob Peter Wapnewski oder Helmut Koopmann, ob Richard Alewyn, Peter von Matt oder Emil Staiger – viele namhafte Fachvertreter der Zeit bekundeten in Briefen aus unterschiedlichsten Anlässen Bewunderung und Sympathie. Mit Selbstironie und einer gleichzeitigen Verbeugung vor der journalistischen Leistung schrieb ihm Helmut Koopmann 1998: „Leider bin ich zu alt, um sagen zu können: ja, wenn ich so schreiben könnte, dann könnte vielleicht noch etwas aus mir werden.“ <sup>14</sup> Und bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität München sagte der ehemalige Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft und Münchner Germanist Wolfgang Frühwald in seiner Laudatio:

„Die gewollte Mischung aus Unterhaltung und Kritik, aus Polemik und Urteil hat der Kritik – und hat vor allem durch Kritik der Literatur ein Millionenpublikum erschlossen, das sich sonst in Scharen von der Literatur und vom Lesen abwendet. [...] Für das Vergnügen am Lesen aber hat in den letzten vierzig Jahren in Deutschland niemand mehr getan als Marcel Reich-Ranicki.“ <sup>15</sup>

### **Street Credibility: das Publikum**

Ein Millionenpublikum also. Es anzusprechen und mit einem nicht gerade populären Gegenstand in großen Teilen für sich zu gewinnen, als Feuilletonist zu einer öffentlichen Leitfigur zu werden, deren Namen jede und jeder in diesem Land zumindest

schon einmal gehört hatte – das ist wohl die erstaunlichste Leistung, die Marcel Reich-Ranicki (und vor ihm niemand anderem) gelungen ist. Dafür musste er allerdings kämpfen und sich durchsetzen – sowohl gegen anfängliche Skepsis der Zeitungleser als auch gegen Futterneid, Distanz und Häme seiner Kollegen in den Redaktionen. Es war ein mühsamer Prozess.

Die Wochenzeitung *Die Zeit*, für die er von 1960 bis 1973 schrieb, hielt ihn auf Abstand. Er hatte dort zwar den Status eines fest angestellten Literaturkritikers, bekam aber nie eine Redakteursstelle. Man druckte seine Texte, mit denen er bald Aufsehen erregte und sich einen Namen machte, aber er durfte an keiner einzigen Konferenz des Feuilletons teilnehmen. Er hielt das für eine bewusste Ausgrenzung; sie kränkte ihn und verstärkte in ihm das lebenslang empfundene Gefühl der Andersartigkeit und Heimatlosigkeit. Dieter E. Zimmer, von 1973 bis 1977 Feuilletonleiter, meinte ein Vierteljahrhundert später: „Um es knapp und deutlich zu sagen: Ich hielt MRR für den Inbegriff eines Monolithen und für völlig unbereit zu einer Teamarbeit, wie ich sie mir in meiner damaligen Naivität für das Feuilleton wünschte.“<sup>16</sup>

Kollegiale Anerkennung fand Reich-Ranicki im Hamburger Pressehaus am Speersort nie. Als ihn Joachim Fest 1973 nach Frankfurt rief und zum Leiter der FAZ-Literaturredaktion machte, galt er „wegen seiner konsequent auf das Leserpublikum ausgerichteten Arbeit bei der *Zeit*“ auch unter seinen Frankfurter Kollegen „als ‚Marktschreier‘, als ‚unseriös‘ und ‚nicht intellektuell“.<sup>17</sup> Im *Spiegel* ging Christian Schultz-Gerstein 1978 noch weiter. Unter der wahrhaft niederträchtigen Überschrift „Ein furchtbarer Kunst-Richter“, die auf die Vergangenheit des ehemaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger als NS-Marinerichter anspielte, schrieb er, Reich-Ranicki pflege „seine im Befehls-Deutsch kundgetanen Richter-Sprüche“ in einem „Jargon der Unumstößlichkeit bekanntzugeben“, der „jede nähere Begründung bereits durch seinen herrisch-knappen Ton über-

flüssig zu machen scheint“. Schultz-Gerstein steigerte sich in dieser infamen Schelte gar zu einem Angriff auf die „wohlmeinenden Deutschen mit schlechtem Nachkriegsgewissen, die an dem einstigen Gefangenen des Warschauer Gettos Wiedergutmachung übten, indem sie ihm seine Leidenserfahrungen als Bonus auf seine geistigen Gaben anrechneten“.<sup>18</sup>

Nicht nur die Journalisten der *FAZ*-Redaktion mussten sich von 1973 an gehörig umstellen, die Leser mussten es ebenfalls, als Reich-Ranicki begann, den Literaturteil der Zeitung umzukrempeln. Er hat im Laufe seiner Tätigkeit in Frankfurt Tausende von Leserbriefen erhalten. Rund 300 davon hat die *FAZ* abgedruckt. Liest man diese Zuschriften, so ist zu erkennen, wie sich das Vertrauen zu Reich-Ranicki, die Wertschätzung seines Stils und seiner Verdikte erst allmählich durchsetzten. Da ist viel Widerspruch, viel Detailkritik an seinen Rezensionen und Essays, aber auch viel lautstarke Ablehnung. Auf der anderen Seite sieht man fasziniert, wie Reich-Ranicki es mit seiner streitbaren Art schaffte, Leserdebatten zu literarischen Fragen auszulösen und so frischen Wind durchs Feuilleton zu blasen. Seine Kritik an den Nachkriegsromanen Gerd Gaisers, seine als despektierlich empfundene Anmerkungen zu Klassikern wie Hölderlin oder Goethe oder seine Relativierung der literarischen Bedeutung Heinrich Manns provozierten etliche Leserinnen und Leser, sich einzumischen und zu widersprechen.

Irgendwann wächst aus dem Widerspruch Dankbarkeit, die Autorität des Kritikers nimmt zu und damit die Anerkennung, „welche Bedeutung sein Wirken für unsere literarische Nachkriegskultur hatte“ (Leserbrief vom 29.9.2013). Leser goutieren die zupackende Sprache, die Verständlichkeit, die Klarheit der Urteile, auch wenn sie nicht ihrer eigenen Einschätzung entsprechen. Ein Schweizer Fabrikant von Bettwäsche ist von einem Beitrag Reich-Ranickis so begeistert, dass er „für ihn und seine Dame aus unserer Produktion je ein Kissen 80/80 und eine Decke 135/200

senden möchte“ (Leserbrief vom 10.12.1998). Und eine Verehrerin Thomas Manns ruft, entsetzt nach abfälligen Äußerungen deutscher Schriftsteller über den Autor der *Buddenbrooks*: „Herr Reich-Ranicki, kommen Sie mir zu Hilfe!“ (Leserbrief vom 30.12.2001)

Nachgerade anrührend sind die Leserreaktionen auf die Reihe „Fragen Sie Reich-Ranicki“, die die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* im letzten Lebensjahrzehnt des Kritikers einführte. Leserinnen und Leser durften den sogenannten Literaturpapst alles fragen, und sie fragten alles – ob Adorno auch als Autor gut sei, welche Frauenfiguren Reich-Ranicki in der Literatur liebe, welche Gedichte man auswendig können solle oder wie man Bücherschränke entrümpele. In jeder Woche antwortete der Gefragte geduldig, 477 Mal, bis kurz vor seinem Tod. Oft nahm er sich in einer Ausgabe mehrere „Sonntagsfragen“ vor. Insgesamt erhielt die Redaktion der *FAS* mehrere Tausend Zuschriften zu dieser Rubrik. „Ich bitte um eine Liebesgeschichte, die nicht zu alt ist“, heißt es da, und Reich-Ranicki empfiehlt Marguerite Duras (12.6.2011). „Haben Sie die Bücher Vicki Baums gelesen? Können Sie sie empfehlen?“, fragt eine Berliner Leserin, und Reich-Ranicki bestätigt die Lektüre, spricht aber keine Empfehlung aus (2.6.2013). „Meine Frau ist Wilhelm Raabe verfallen. Jetzt behauptet sie auch noch, Theodor Fontane und Thomas Mann hätten von ihm abgekupfert“, klagt ein Kölner Leser, und Reich-Ranicki, als Eheberater nun doch überfordert, antwortet salomonisch: „Ich glaube, es ist für mich richtiger, mich in diese Angelegenheit nicht einzumischen.“ (27.11.2011)

Weniger geduldig ging Reich-Ranicki mit der Bitte von Leserinnen und Lesern um, sie bei der Veröffentlichung ihrer eigenen literarischen Versuche zu unterstützen. Das geschah fortwährend. Er hat alle diese Anfragen abgelehnt, die Manuskripte nie zurückgesandt. Um begreiflich zu machen, wie sehr er dieses Ansinnen seiner Verehrerinnen und Verehrer als Zumutung empfand, ließ er die Redaktion eine Blütenlese der Anschreiben zusammenstel-